

## Die Entwicklung des *gender*-Konzepts vor dem Hintergrund poststrukturalistischen Denkens<sup>1</sup>

Barbara Hey

### Die Entwicklung des Konzepts „Geschlecht“: Geschichte und Stoßrichtung

Der Begriff „Geschlecht“ („*gender*“) ist nicht innerhalb der feministischen Debatte entstanden, sondern wurde 1963 vom Psychoanalytiker Robert Stoller eingeführt. Dieser bezeichnete damit eine individuelle Eigenschaft als Ergebnis gesellschaftlicher Konstruktion. Die feministische Verwendung des Begriffes schließt an Beauvoirs Behauptung, daß Frauen nicht als solche geboren werden, an. Das *gender*-Konzept richtet sich in diesem Kontext gegen die Reduzierung des Geschlechterunterschiedes auf die Biologie bzw. seine „Naturalisierung“ und betont die grundlegend soziale Qualität dieser Unterscheidung, wobei *sex* für den biologischen, *gender* für den sozialen bzw. kulturellen Aspekt der Geschlechtsidentität steht. Erst wesentlich später haben Feministinnen den Begriff erweitert; *gender* steht dann nicht mehr nur für die Tatsache der gesellschaftlichen Konstruktion, sondern bezeichnet auch ihre Instrumente.

Die *sex/gender*-Unterscheidung hatte immense strategische Bedeutung angesichts vorherrschender biologischer Determinismen, obwohl sie auf zwei unhinterfragten Voraussetzungen ruht. Ihr liegen ein binär geordneter Bezugsrahmen (Natur/Kultur bzw. Natur/Geschichte) und das aus der patriarchalen Wissenschaft hervorgegangene liberal-funktionalistische Paradigma einer geschlossenen Geschlechtsidentität zugrunde.<sup>2</sup> Dieser Entstehungszusammenhang verhinderte lange, daß die Kategorie „Geschlecht“ als gänzlich historisch begriffen werden konnte, und beschränkte ihren Impetus auf die Behauptung des Primats des sozialen Geschlechts gegenüber dem biologischen. Erst Mitte der achtziger Jahre fällt die Dichotomie

---

1 Diese Arbeit beruht auf meiner Dissertation „Women's History und Poststrukturalismus“, die von Edith Saurer betreut wurde und im Juli 1994 bei Centaurus erscheint.

2 Donna Haraway, Geschlecht, Gender, Genre. Sexualpolitik eines Wortes, in: Kornelia Hauser Hg., Viele Orte. Überall? Feminismus in Bewegung. Festschrift für Frigga Haug, Berlin/Hamburg 1987, 22–42, hier 23–27; Mary McIntosh, Der Begriff „Gender“, in: Das Argument, 190 (1991), 845–860, hier 845f.

zwischen *sex* und *gender* ins Auge.<sup>3</sup> Von da an geht es darum, „Geschlecht“ jenseits einer Abhebung vom körperlichen Aspekt der Geschlechterdifferenz auszuarbeiten.

Ein Impuls zur Weiterentwicklung von *gender* geht auch von der Erkenntnis aus, daß sich feministische Forschung nicht darauf beschränken kann, der Wissenschaft ein neues Thema hinzuzufügen oder eine (neue) Geschichte der Frauen zu schreiben, sondern beanspruchen muß, wissenschaftliche Paradigmen fundamental zu verändern. Auch eher theorieungewohnte Historikerinnen kommen immer mehr von der rein beschreibenden Perspektive ab, da die steigende Zahl von frauengeschichtlichen Fallstudien nach einer synthetisierenden Perspektive ruft, die sowohl den dort aufgezeigten Kontinuitäten als auch Diskontinuitäten, sowohl durchgängiger Ungleichheit als auch radikal unterschiedlichen Erfahrungen gerecht wird. Gegen jede analytische Abstinenz spricht auch der trotz hoher Qualität marginale Status der *women's history*, den Scott<sup>4</sup> auf die Unfähigkeit deskriptiver Ansätze, etablierte disziplinäre Standards umzu stoßen, zurückführt. Theoretische Herausforderungen wie diese sind von der Ausformulierung von „Geschlecht“ als analytischer Kategorie abhängig: Solange *gender* innerhalb des traditionellen sozialwissenschaftlichen Rahmens bleibt und damit althergebrachte Kausalerklärungen und die damit meist verbundenen Verallgemeinerungen und Reduktionismen übernimmt, wird es weder dem feministischen Veränderungsanspruch, noch den in Fallstudien anklingenden komplexen Erfahrungs- und Verursachungsmustern gerecht.

„Geschlecht“ in seiner relationalen und antibiologistischen Bedeutung „ist eine Möglichkeit, auf die ausschließlich gesellschaftlichen Ursprünge der subjektiven Identitäten von Männern und Frauen Bezug zu nehmen. *Gender* ist in dieser Definition eine soziale Kategorie, die einem „sexed“ („geschlechteten“) Körper auferlegt wird.“<sup>5</sup> In dieser Verwendung bietet *gender* die Möglichkeit, Biologie von zugeschriebenen sozialen Rollen zu trennen, eröffnet ein System von

---

3 Eine weniger an den amerikanischen Human- und Sozialwissenschaften und stärker an französischen Strängen wie Psychoanalyse und Strukturalismus orientierte Variante der *sex/gender*-Opposition – das „*sex/gender*-System“, das die Dichotomie abschwächt – lieferte Gayle Rubin, *The Traffic on Women: Notes on the „Political Economy“ of Sex*, in: Rayna R. Reiter Hg., *Toward an Anthropology of Women*, New York 1975, 159. Für Gayle Rubin ist das „*sex/gender*-System“ jene Organisation von Arrangements, durch die biologische Sexualität in Produkte menschlicher Tätigkeit umgewandelt wird und in denen diese umgewandelten sexuellen Bedürfnisse befriedigt werden. Das *sex/gender*-System muß demnach als Produkt menschlicher Tätigkeit analysiert werden. Damit entgeht sie Problemen wie denen des Begriffes „Reproduktion“, da die Bedeutung des Begriffes „*sex/gender*-System“ über die einer der Produktion entgegengesetzten Reproduktionssphäre hinausreicht: „A *sex/gender* system involves more than the ‚relations of procreation.‘“ ebd. 167. Gerda Lerner, *Eine feministische Theorie der Historie*, in: *Die ungeschriebene Geschichte. Historische Frauenforschung, Dokumentation des Historikerinnentreffens in Wien 1984*, 404–411, hier 409.

4 Joan W. Scott, *Gender: A Useful Category in Historical Analysis*, in: *The American Historical Review*, 91, 5 (1986), 1053–1075.

5 Scott, *Gender*, wie Anm. 4, 1056; Stellen aus amerikanischen Originalarbeiten sind in meiner Übersetzung wiedergegeben.

Beziehungen, die Sexualität einschließen können, aber nicht direkt durch sie determiniert sind. Diese Verwendung von „Geschlecht“ bleibt aber insofern unzulänglich, als sie sich nur auf Gebiete bezieht, die direkt mit den Beziehungen zwischen den Geschlechtern zu tun haben: Kinder, Familie, Geschlechterideologien etc. Da von einem deskriptiven Ansatz aus der Zusammenhang von „Geschlecht“ und Politik (in einem engeren Sinne) nicht sichtbar ist, bleibt es irrelevant für alle Historiker/innen, die mit Politik und Macht beschäftigt sind. Dadurch werden wieder eine letztlich in der Biologie verwurzelte funktionalistische Sichtweise und die Idee der Sphärentrennung perpetuiert. In dieser Verwendung behauptet das Konzept „Geschlecht“ zwar die soziale Konstituiertheit der Geschlechterverhältnisse, sagt aber nichts aus über ihre Entstehung, Arbeitsweise und Veränderbarkeit. Der deskriptive Charakter einer solchen Verwendung beschränkt *gender* auf „die Untersuchung von Dingen, die mit Frauen verbunden sind. *Gender* ist ein neues Thema, eine neue Abteilung historischer Forschung, aber es hat nicht die analytische Kraft, an existierende historische Paradigmen heranzureichen (und sie zu ändern).“<sup>6</sup>

Aus dieser Situation ergibt sich der Bedarf nach theoretischer Ausarbeitung. In der *women's history* der siebziger und frühen achtziger Jahre lassen sich mit Scott drei Gruppen von Versuchen, auf dieses Problem zu reagieren, ausmachen: Nicht-deskriptive Annäherungen an das Konzept „Geschlecht“ stellen entweder die Suche nach den Ursprüngen des Patriarchats oder eine versuchte Synthese von Marxismus und Feminismus oder psychoanalytische Konzeptionen der Subjektkonstitution in den Mittelpunkt ihrer Erklärungsanstrengungen. Eine kritische Darstellung der drei Zugänge soll verdeutlichen, welchen Anforderungen ein über sie hinausgehendes Konzept „Geschlecht“ gerecht werden muß.

Die Patriarchatsursachenforschung versucht, dem Zusammenhang von „Geschlecht“ und Macht gerecht zu werden, indem sie die Unterordnung von Frauen auf ein männliches Bedürfnis nach Dominanz zurückführt. Dabei werden Reproduktionsfähigkeit und Sexualität bzw. männliche Mystifikationen darüber zu Auslösern für das Operieren von (patriarchaler) Macht. Die Analyse verbleibt innerhalb eines unmittelbar mit der Geschlechtlichkeit verbundenen Rahmens; „Geschlecht“ wird primärer Faktor jeder sozialen Organisation. Was bei diesem eindimensionalen Kausalansatz ausgespart bleibt, ist der Aspekt, wie „Geschlecht“ jene Lebensbereiche, die nicht auf den ersten Blick mit ihm verbunden sind, strukturiert. Die Analyse beruht nach wie vor auf der rein physischen Differenz, der eine inhärente, durchgängige Bedeutung zugeschrieben wird. Damit wird „Geschlecht“ ahistorisch, Geschichte selbst wird epiphänomenal, zur endlosen Variation einer fixen Geschlechterungleichheit. Obwohl es innerhalb des patriarchatstheoretischen Ansatzes durchaus möglich ist, die sexuellen Beziehungen als soziale zu denken, kann nur eine diesen Beziehungen immanente Ungleichheit als Erklärung für die

---

<sup>6</sup> Scott, *Gender*, wie Anm. 4, 1057.

Machtverhältnisse dienen.<sup>7</sup> Wie der anatomische Unterschied die sozialen Verhältnisse strukturiert, bleibt unerklärt.

Historisch weniger problematisch ist der Zugang von marxistischen Feministinnen. Allerdings wird ihre Analyse durch die selbstauferlegte Suche nach einer materialistischen Erklärung behindert. Innerhalb eines marxistischen Rahmens, in dem Frauenunterdrückung lange als Nebenprodukt sich ändernder Produktionsweisen galt, ist es schwierig, „Geschlecht“ einen Platz als unabhängige Analysekategorie zu geben, zumal der Marxismus Schwierigkeiten hat, sich von monokausalen Determinationsmodellen zu lösen. Auch wenn in vielen marxistisch-feministischen Debatten der strikt orthodoxen Dominanz der Klassenverhältnisse eine Zwei-System-Lösung, in der Kapitalismus und Patriarchat zwei getrennte, aber interagierende Bereiche sind, entgegengesetzt wird, beruht die Erklärung meist auf dem Primat der Ökonomie. Der materialistische feministische Ansatz ist durchaus geeignet, die ökonomischen Funktionen und Benachteiligungen von Frauen offenzulegen und ihre Veränderungen und Abweichungen in unterschiedlichen Produktionsweisen und Klassen zu beschreiben. Mit seiner Hilfe können gesellschaftlich und historisch spezifische Reproduktionsweisen und Arten der Geschlechterdifferenzierung und ihre Zusammenhänge mit Produktion, Verteilung und Konsumtion von Waren aufgeklärt werden. Allerdings liegt diesem Ansatz die Unterscheidung von Menschen in Frauen und Männer als unhinterfragte und unhinterfragbare Setzung zugrunde. Was dabei dem Blick entgeht, ist der Doppelcharakter von geschlechtsspezifischen Benachteiligungs- bzw. Privilegierungsmechanismen, die neben ihren unmittelbar materiellen Funktionen verschärfend, sichernd oder aufrechterhaltend auf die Unterscheidung zwischen „Frau/en“ und „Mann/Männern“ wirken. Dieser zweiten, symbolischen Funktion kann ein rein materialistischer Ansatz nicht gerecht werden.<sup>8</sup> Die Frage, wie aus Körpern Männer und Frauen werden, läßt sich bis zu einem gewissen Grad von psychoanalytischen Fragestellungen aus beantworten.

Psychoanalytische Ansätze versuchen, das Konzept „Geschlecht“ über die Prozesse, in denen Subjekte bzw. deren Identitäten erzeugt werden, aufzubauen. Für die amerikanische Diskussion sind sowohl die feministische Ausprägung der Objektbeziehungstheorie, als auch die (post)strukturalistische Freudlektüre europäischen Ursprungs von Bedeutung.

Erstere findet vor allem Anwendung in Zusammenhang mit dem Konzept der Frauenkultur, dem sie Begründungen für deren Besonderheiten bietet. Da die Erklärungsmuster der Objektbeziehungstheorie auf relativ kleinen – auf die Gattenfamilie bezogenen – Interaktionsstrukturen beruhen, tendieren solche Ansätze wiederum dazu, „Geschlecht“ auf Familie und Haushalt zu beschränken; der Zusam-

---

<sup>7</sup> Scott, *Gender*, wie Anm. 4, 1058.

<sup>8</sup> Ernesto Laclau u. Chantal Mouffe, *Hegemonie und radikale Demokratie*. Zur Dekonstruktion des Marxismus, Wien 1991, bes. 39–139; Scott, *Gender*, wie Anm. 4, 1059; Joan Cocks, *The Oppositional Imagination: Feminism, Critique, and Political Theory*, London/New York 1989, 12.

menhang der familiären und geschlechtlichen Strukturen mit anderen gesellschaftlichen Bereichen bleibt außerhalb des Blickfeldes. Dieser Umstand schränkt die Fruchtbarkeit dieser Theorie für die historische Arbeit stark ein.<sup>9</sup> Die Herkunft der Ungleichheit und der Verbindung des Männlichen mit der dominanten Position kann, so Scotts Einwand, nicht erklärt werden ohne Augenmerk auf symbolische Systeme, d. h. auf die Weisen, wie Gesellschaften sich „Geschlecht“ vorstellen und es benützen, um die Gesetze der sozialen Beziehungen und die Bedeutung von Erfahrungen zu artikulieren: „Ohne Bedeutung gibt es keine Erfahrung; ohne Signifikationsprozesse gibt es keine Bedeutung (das heißt nicht, daß Sprache alles ist. Aber eine Theorie, die sie nicht in Betracht zieht, verfehlt die mächtige Rolle, die Symbole, Metaphern und Begriffe bei der Definition der menschlichen Persönlichkeit und Geschichte spielen).“<sup>10</sup>

Für den an Jacques Lacan orientierten Strang der Psychoanalyse steht die Sprache im Zentrum; über sie ist die Geschlechtsidentität konstituiert. Lacan versucht, dem biologischen Reduktionismus zu entgehen, indem er die geschlechtsspezifische Identifikation abhängig macht von der Position des Individuums gegenüber einer Bedeutung ermöglichenden Instanz, dem (symbolischen) Phallus. Dieser findet in Zusammenhang mit Ödipusdrama und Kastrationsdrohung/Penisneid auf der Vorstellungsebene eine Art illusorischen Stützpunkt im Penis. Die Repräsentation des Geschlechtsunterschiedes besteht jedoch nicht in einer Abbildung der biologischen Differenz, sondern in ihrer Verkennung: Frauen werden als kastriert wahrgenommen. Insofern die geschlechtliche Identifizierung also mit der Opposition kastriert/nicht kastriert arbeitet, beruht sie auf einer fundamentalen Verkennung der Sexualität. „Letztlich müssen beide Positionen ... in der Theorie Lacans als komische Verfehlungen verstanden werden, die nichtsdestoweniger genötigt sind, diese Unmöglichkeit immer wieder zu artikulieren und in Szene zu setzen.“<sup>11</sup>

Das Entscheidende an dieser Konzeption ist, daß die Geschlechtsidentität als ein Produkt von Identifikationen nicht stabil ist. Die Identifikationsmuster für Weiblichkeit und Männlichkeit sind nicht fix, sondern kontextabhängig. Kohärenz bzw. Identität ist ein Ergebnis von Ausgrenzungen; also beruht die Idee von Männlichkeit auf notwendiger Unterdrückung weiblicher Aspekte. „Es existiert also immer ein Konflikt zwischen dem Bedürfnis des Subjekts, als ganz zu erscheinen, und der Ungenauigkeit der Terminologie, ihrer relativen Bedeutung, ihrer Abhängigkeit von Verdrängung.“<sup>12</sup> Dieser Instabilitäts-Aspekt ist für den poststrukturalistisch inspirierten Feminismus zentral; er bildet den Hauptvorteil einer psychoanalytischen Interpretation

9 Scott, Gender, wie Anm. 4, 1065; Jean Bethke Elshtain, Feminist Discourse and Its Discontents: Language, Power, Meaning, in: Signs, 7, 3 (1982), 603–621, hier 618f.

10 Scott, Gender, wie Anm. 4, 1063.

11 Teresa Brennan, Introduction, in: dies. Hg., Between Feminism and Psychoanalysis, London/New York 1989, 1–24, hier 4f; Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1991 (engl. 1990), 75–78, hier 78.

12 Scott, Gender, wie Anm. 4, 1064.

von „Geschlecht“: Während soziologische Ansätze davon ausgehen, daß die Erlangung der Geschlechtsidentität in der Verinnerlichung von Normen besteht, hebt eine psychoanalytische Erklärung des Erwerbs von Identität auf sein notwendiges Scheitern ab.<sup>13</sup>

Das feministische Interesse an dieser Konzeption entspringt dem Essentialismus-Problem, also der Infragestellung der vor allem politischen, aber auch philosophischen Sinnhaftigkeit der Annahme eines unveränderlichen, „natürlichen“ Kerns der Geschlechtsidentität. Zumindest dem politischen Einwand gegen den Essentialismus, eine solche Annahme würde letztlich jeder Form von Wandel eine unüberschreitbare Grenze setzen, kommt jedoch die Lacansche Konstruktion nicht entgegen. Wenn sie auch nicht eindeutig essentialistisch ist, historische Veränderlichkeit ist dennoch nicht fraglos gegeben.

Nicht zuletzt deshalb kann auch dieser Ansatz Historikerinnen nicht genügen. „Geschlecht“ wäre so auf subjektiv entspringende Antagonismen beschränkt; die Diversität der Vergangenheit würde durch universalisierende Erklärungen reduziert. Wie bestimmte Gesellschaftsordnungen die weiblich/männlich-Ordnung spezifisch erzeugen, wie sie legitimiert wird und mit welchen Inhalten die beiden Kategorien jeweils gefüllt werden, also der gesamte politische Aspekt von „Geschlecht“, ist nicht Thema psychoanalytischer Konzeptionen. In diesem Zusammenhang ist eine weitere Einschränkung angebracht: Die Psychoanalyse ist ein zwar nützliches, aber nicht hinlängliches Element in der Konzeption von „Geschlecht“, da letzteres nicht nur über die – wenn auch psychoanalytisch und damit nicht (rein) biologistisch gefaßte – Sexualität konzipiert werden darf, da in diesem Bezugsrahmen die Verbindungen von „Geschlecht“ mit Macht vernachlässigt zu werden drohen.

In einer weiteren Hinsicht erweist sich der Freudsche/Lacansche Entwurf jedoch als fruchtbringend für die feministische Theorie: Die psychoanalytische Konzeption von Sexualität bezieht sich weder auf *sex*, noch auf *gender*, sie ermöglicht, die Opposition zwischen biologischer und sozialer Determination und mit ihr die zwischen Körper und Geist, Ursache und Wirkung, Subjekt und Objekt anzugreifen. Mit Hilfe der Psychoanalyse wird der Zusammenhang von psychischen und sozialen Realitäten jenseits eines Ursache/Wirkung-Konzeptes, das Wandel und Widerständigkeit ausschliesse, thematisierbar.<sup>14</sup>

## „Geschlecht“ und Dichotomie

Wenn das Konzept „Geschlecht“ ausschließlich als Antwort auf biologistische Vorstellungen über die Geschlechter gefaßt wird, bedeutet das, daß die Frage aus dem Bereich des Körperlichen herausgebrochen und die Unterschiede auf sozial erworbene bzw. auferlegte

---

<sup>13</sup> Butler, Unbehagen, wie Anm. 11, 225, Anm. 50.

<sup>14</sup> Brennan, Introduction, wie Anm. 11, 7–9, 19; Cocks, Imagination, wie Anm. 87, 13; Teresa de Lauretis, *Feminist Studies/Critical Studies: Issues, Terms, and Contexts*, in: dies. Hg., *Feminist Studies, Critical Studies*, Bloomington 1986, 1–19, hier 13.

Verhaltensmuster reduziert werden. Ein so verstandener *gender*-Begriff läuft auf eine erneute Abspaltung des Körperlichen hinaus, mißbrät zum Instrument der „Uterusbeschneidung“.<sup>15</sup> Es stellt sich somit die Frage, inwieweit mit der Trennung der Begriffe *sex* und *gender* eine hinderliche Dichotomie errichtet wird, zumal die Trennung in dieser Lesart Resultat und Spiegel der Kulturalismus/Biologismus-Debatte der siebziger Jahre ist, die die traditionelle Spaltung zwischen Natur und Kultur weitertrug.<sup>16</sup> „Die Dichotomie Kultur versus Natur erscheint auf komplexe und unklare Weise in einer Anzahl anderer Oppositionen, die für das moderne westliche Denken zentral sind, wieder: Vernunft versus Leidenschaften und Emotionen; Objektivität versus Subjektivität; Geist versus Körper und Physisches; abstrakt versus konkret; öffentlich versus privat – um nur einige zu nennen.“<sup>17</sup> Obwohl diese Dichotomien längst Gegenstand feministischer Kritik geworden sind, konnte ihr Wiederauftreten im feministischen Denken schon mehrfach beobachtet werden. Werden *sex* und *gender* in Analogie zu Natur/Kultur konzipiert, droht dies ein weiteres Mal zu geschehen. Unbestritten soll jedoch bleiben, daß die Entwicklung der *sex/gender*-Unterscheidung ein entscheidender Fortschritt gegenüber der biologisch-deterministischen Einschätzung, daß *gender*-Unterschiede einfach aus anatomischen Unterschieden folgen, ist: „Die Unterscheidung Geschlecht/Geschlechtsidentität (also *sex/gender*, d. Verf.) erlaubt vielmehr, die Geschlechtsidentität als vielfältige Interpretation des Geschlechts zu denken, und sie ficht bereits potentiell die Einheit des Subjekts an.“<sup>18</sup>

Für die feministische Theoriearbeit ergibt sich folglich ein Dilemma: Wir betonen, daß wir keine körperlosen Wesen sind. Weibliche und männliche Körper sind unterschiedlich; daraus ergibt sich die Frage nach den Implikationen dieser Unterschiede für das soziale und intellektuelle Leben. Da Gleichheit nicht mehr das (alleinige) Ziel des aktuellen Feminismus ist, müssen solche Differenzen artikuliert werden. Das kann jedoch in die Nähe eines biologischen Determinismus führen. Also: „Wie können wir zwischen den beiden Überzeugungen, daß unsere biologischen Differenzen durch die Politik anerkannt werden müssen und daß Biologie weder für Frauen noch für Männer Schicksal ist, wählen?“<sup>19</sup> Damit befinden wir uns wieder in einem durch eine dichotome Wahl bestimmten Diskussionsrahmen. Das Problem hängt damit zusammen, daß die kritisierten Dichotomien nicht einfach durch Bewußtmachung oder Willenskraft abgeschafft werden können. Die Kultur/Natur-Dichotomie und ihre Abkömmlinge

15 Claudia v. Werlhof, Die Mutter, die Fremde, die Maschine, das Nichts, in: Texte. Psychoanalyse, Ästhetik, Kulturkritik, 10 (1990), 66–93.

16 Evelyn Keitel, Weiblichkeit und Poststrukturalismus – Perspektiven einer feministischen Literaturwissenschaft, in: Amerika Studien/American Studies, 33, 2 (1988), 149–166, hier 149f.

17 Sandra Harding, The Instability of the Analytical Categories of Feminist Theory, in: Signs, 11, 4 (1986), 645–664, hier 661.

18 Butler, Unbehagen, wie Anm. 11, 22.

19 Harding, Instability, wie Anm. 17, 662.

strukturieren politische, institutionelle und individuelle Sozialpraxen, die Wissenschaft und die Wahrnehmung unserer Umgebung.

Wenn die Geschlechterverhältnisse in Abhängigkeit von einem anatomisch-dualistischen, unhistorisierbaren, naturzugeordneten Begriff von *sex* gedacht werden, werden sie konstituiert durch zwei entgegengesetzte Begriffe oder Arten von Lebewesen: Frau und Mann. Dann kann „Geschlecht“ aber nicht mehr relational gedacht werden; die Veränderbarkeit geht verloren. Die scheinbar zwingende Reaktion darauf geht zunächst dahin, „Geschlecht“ zu „entnaturalisieren“, *sex* auszugrenzen. Dies führt in das obengenannte Dilemma. Daß jedoch die „Entnaturalisierung“ als schlüssige Folgerung aus dem obengestellten Problem erscheint, beruht auf der Setzung von Natur als etwas Unveränderlichem. Gerade diese Unveränderlichkeit von „Natur“ läßt sich jedoch spätestens mit aktuellen Entwicklungen in der Wissenschaft infrage stellen: „Die Tendenz der westlichen Wissenschaft ist es, die natürliche Welt zu ‚entfesseln‘.“<sup>20</sup> Das Natürliche bildet immer weniger den Gegensatz zum Kulturellen. Natur verliert ihre unabhängige, überhistorische Existenzweise. Der Annahme, das Natürliche sei unveränderlich und das Kulturelle wandelbar, widersprechen ökologische Katastrophen und medizinische Technologien auf der einen Seite, die Geschichte von Sexismus, Rassismus, Klassenunterdrückung, die sich als wesentlich unverwüstlicher erweisen als so manche Naturerscheinung, auf der anderen Seite. Ein Aspekt von Natur, der sich bis vor kurzem jeder Transformationsanstrengung zu entziehen schien, ist der Geschlechtsunterschied. Neuere psychologische, anthropologische, historische und auch biologische Forschungen ermöglichen ein ganz anderes Bild von geschlechtlichen Identitäten: „Überraschenderweise könnte auch hier von biologischem Determinismus gesprochen werden, was aber in diesem Ansatz determiniert ist, ist vielmehr die Plastizität als die Rigidität geschlechtlicher Identitäten, Praktiken und des Begehrens.“<sup>21</sup> Gleichzeitig können wir angesichts der biologistischen und in Dichotomien befangenen Umgebung nicht ganz aufhören, auf der Unterscheidung zwischen Natur und Kultur, *sex* und *gender* zu bestehen, auch wenn uns Analyse und Erfahrung zeigen, wie unlösbar sie in Individuen und Kulturen verbunden sind. Das strategische Beharren auf der klaren Trennung zwischen den Effekten der Natur und solchen der Kultur darf aber nicht den Blick auf die soziale Verursachung und Verwurzelung der Einschätzung von Natur oder Biologie verstellen. Wenn „Geschlecht“ als soziale Beziehung analysiert werden soll, müssen gerade die Bedeutungen, die wir Natur, *sex*, *gender*, Biologie geben, weiter dekonstruiert werden. Mit dem anfänglichen Versuch, *sex* und *gender* zu trennen, ist es nicht getan: „Als wir für die Geschichten von Begriffen sensibler wurden, wurde klar, daß so eine (scheinbare) Disjunktion, während sie politisch notwendig ist, auf problematischen und kulturspezifischen Oppositio-

---

20 Jane Flax, Postmodernism and Gender Relations in Feminist Theory, in: Signs, 12, 4 (1987), 621–643, hier 635.

21 Harding, Instability, wie Anm. 17, 661.



nen beruht, zum Beispiel der zwischen ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ oder ‚Körper‘ und ‚Geist‘.<sup>22</sup>

Es gibt somit gute Gründe dafür, *gender* und *sex* nicht strikt zu trennen, ohne daß dabei eine einfache Kausalitätsbeziehung zwischen ihnen errichtet werden müßte: „Geschlecht“ ist weder Folge, noch Äquivalent der Anatomie. Die anatomische Differenzierung ist ein rein deskriptives Faktum, eine von vielen möglichen Beobachtungen über physische Unterschiede. Es stellt sich die Frage, warum so viele komplexe Bedeutungen gerade um diesen Unterschied gruppiert werden. Mögliche Antworten – Nähe zur Reproduktion oder Sexualität – setzen viel von dem, was erklärt werden soll, schon voraus. Die Geschlechterverhältnisse sind grundlegende Sozialbeziehungen und gleichzeitig Machtverhältnisse: „Daher ist das Verständnis von Anatomie, Biologie, Verkörpertheit, Sexualität und Reproduktion bei Männern wie bei Frauen teilweise begründet in präexistierenden Geschlechterverhältnissen, die es gleichzeitig reflektiert und legitimieren muß (oder herausfordert).“ Umgekehrt verstehen wir die Tatsachen der menschlichen Existenz durch die Existenz von Geschlechterverhältnissen. Entsprechend „kann *Gender* eine Metapher für Biologie werden, wie Biologie eine Metapher für *Gender*“.<sup>23</sup>

Zumal nachgerade die feministische historische Forschung selbst dazu beigetragen hat nachzuweisen, daß auch der Bereich der Reproduktion nichts Unveränderliches oder Unhistorisches ist, verliert die dichotome Konstruktion von *sex* und *gender* zunehmend auch ihren strategischen Wert. Mitte der achtziger Jahre ist nicht zuletzt durch ihren Einfluß ein Stadium erreicht, in dem „(d)ie Biologie nicht länger außerhalb der Geschichte zu existieren droht“.<sup>24</sup> Deutlich ist nunmehr auch, daß die Spaltungen zwischen Natur und Kultur wie auch zwischen *sex* und *gender* auf die patriarchale Wissenschaft hinweisen und Streitigkeiten um die Grenze zwischen ihnen und Versuche ihrer Festlegung immer mit Herrschaft und Unterdrückung zu tun haben. Der feministische Einspruch gegen den Biologismus wandte sich ursprünglich gegen die Festschreibung des Inhaltes, der Bedeutung von Weiblichkeit auf bestimmte, eben körperliche Funktionen. Eine Festschreibung auf bestimmte Bedeutungen resultiert aber auch aus der Betonung der kulturellen Determiniertheit von Weiblichkeit. Es läßt sich beobachten, daß angesichts der Frage nach der Herkunft der Determination die Kritik an dieser selbst in den Hintergrund tritt; biologischer Determinismus droht durch soziokulturellen Determinismus abgelöst zu werden.<sup>25</sup> „Die Mechanismen aufzuweisen, durch die das anatomische Geschlecht (*sex*) in die Geschlechtsidentität (*gender*) verwandelt wird, bedeutet nicht nur, die Konstruiertheit der Geschlechtsidentität, ihren nicht-natürlichen, nicht-notwendigen Status darzulegen, sondern auch, die kulturelle

22 Flax, Postmodernism, wie Anm. 20, 637.

23 Flax, Postmodernism, wie Anm. 20, 637.

24 Jane Gallop, Moving Backwards or Forwards, in: Brennan, Feminism, wie Anm. 11, 27–40, hier 37.

25 Keitel, Weiblichkeit, wie Anm. 16, 150.

Universalität der Unterdrückung in nicht-biologistischen Termini zu behaupten.“<sup>26</sup> Die Fragestellung: biologische oder soziale Determiniertheit, wie sie in patriarchalen biologischen Determinismen wie in feministischen Behauptungen der Priorität des Soziokulturellen nur in zwei unterschiedlichen Mänteln auftritt, sollte also abgelöst werden durch die Thematisierung der (sozialen oder biologischen) Determinismen selbst. „Nur wenn in den Konstruktionsmechanismen der Geschlechtsidentität zugleich die *Kontingenz* dieser Konstruktion impliziert ist, ist der Gedanke der ‚Konstruiertheit‘ *per se* nützlich für das politische Projekt, den Horizont möglicher Konfigurationen der Geschlechtsidentität zu erweitern.“<sup>27</sup> Hier findet sich eine wesentliche Gemeinsamkeit zwischen feministischen und antihumanistischen Diskursen: Beide hinterfragen den Grund, auf dem soziale und politische Determinationen stattfinden. Im Falle der *sex/gender*-Konstruktion würde das heißen, die Analyse nicht mehr auf die Verortung der Grenze zwischen *sex* und *gender* zu richten, sondern zu versuchen, ein Verhältnis zwischen beiden zu denken, das Modelle von Nachbarschaft mit strikter Grenze oder von Basis/Überbau oder Form/Inhalt übersteigt.

Ausgangspunkt einer solchen Denkbewegung könnte die Idee sein, daß auch der Körper der Repräsentation nicht entgeht, sondern ständig in ihr befangen ist. Für diese Repräsentation ist freilich die Geschlechterdifferenz zentral, die allerdings nicht in Analogie zu Natur/Kultur thematisiert werden kann: „Denn nur zu behaupten, daß die Geschlechterdifferenz ‚kulturell‘ ist, eröffnet kein größeres Verständnis der weiblichen Subjektivität und der aktuellen und realen Differenz der Frauen, als zu glauben, sie sei ‚natürlich‘.“<sup>28</sup> Es öffnet sich hier die Frage nach dem Begriff *sex*, wie er in Opposition zu *gender* in Form einer Dichotomie auftaucht. Konsequenter geht Butler soweit zu fragen: „Werden die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts (gemeint ist *sex*, d. Verf.) nicht in Wirklichkeit diskursiv produziert, nämlich durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse, die im Dienste anderer politischer und gesellschaftlicher Interessen stehen?“ Damit steht die Unterscheidung von *sex* und *gender* auf völlig neuem Boden; die Bedeutung von „Geschlecht“ wird ein weiteres Mal ausgeweitet: Butler überwindet eine rein „juristische Konzeption“ – *gender* nur als kulturelle Zuschreibung von Bedeutung an ein vorgegebenes anatomisches Geschlecht – und faßt unter „Geschlecht“ auch den (diskursiven) Apparat, der *sex* bzw. die beiden *sexes* erzeugt. Damit sprengen *sex* und *gender* das Schema von Natur/Kultur: „Die Geschlechtsidentität umfaßt auch jene diskursiven/kulturellen Mittel, durch die eine ‚geschlechtliche Natur‘ oder ein ‚natürliches Geschlecht‘ als ‚vordiskursiv‘, d. h. als der Kultur vorgelegt oder als politisch neutrale Oberfläche, auf der sich die Kultur einschreibt, hergestellt und etabliert wird. ... Die Produktion des Geschlechts als vordiskursive Gegebenheit muß ... als Effekt jenes kul-

---

26 Butler, Unbehagen, wie Anm. 11, 67.

27 Butler, Unbehagen, wie Anm. 11, 67.

28 De Lauretis, Studies, wie Anm. 14, 12.

turellen Konstruktionsapparates verstanden werden, den der Begriff ‚Geschlechtsidentität‘ (*gender*) bezeichnet.“<sup>29</sup>

Der Forderung, die patriarchale Vorstellung, das wissenschaftlich argumentierende Subjekt sei körperlos und damit unter anderem geschlechtsneutral, aufzugeben, steht infolge der Opposition gegen einen biologischen Determinismus der Körper als Ort des Unveränderlichen, Unhistorischen, Essentiellen entgegen. Dieses Dilemma verdinglicht sich in der Opposition von *sex* und *gender*. Einer Abspaltung von *sex*, Körper, Biologie muß deren Neukonzeption entgegengestellt werden. Sie bilden nicht einfach das dem Kulturellen, Symbolischen entgegenstehende Empirische. Vielmehr müssen Subjekte als biokulturelle Einheiten gedacht werden. Der Körper bildet, auf den Erkenntnissen der modernen Psychoanalyse aufbauend, nicht mehr die materielle Basis der geschlechtlichen Identität, sondern: „In der Folge wird der Körper, verstanden als die körperlichen Wurzeln der Subjektivität, von einem präskriptiven oder prädefinierten zu einem problematischen Begriff. Der ‚Körper‘, der in Frage steht, ist die Schwelle der Subjektivität: Als solche ist er weder die Summe seiner Organe – eine fixe biologische Essenz –, noch das Resultat sozialer Konditionierung – eine historische Einheit. Der ‚Körper‘ läßt sich vielmehr vorstellen als der Ort einer Überschneidung, als Schnittstelle zwischen dem Biologischen und dem Sozialen ...“<sup>30</sup>

Die Frage nach dem Geschlecht kann weder auf der Ebene des Biologischen, noch auf der des Soziokulturellen hinlänglich beantwortet werden; sie erfordert eine weitere Dimension. Aus der feministischen Forschung haben sich mehrere Inhalte ergeben, die die Konzeption dieser Dimension präjudizieren. So muß sie z. B. das Auseinanderklaffen von normativen Geschlechterrollen und empirisch feststellbaren sozialen Positionen von „sexed“ Individuen erklären können. Letztere scheinen nicht imstande, jene Normen direkt zu beeinflussen, bzw. unterhalten mit ihnen eine innerhalb einer konventionellen Idealismus/Materialismus-Diskussion nicht verständliche Wechselwirkung. Zudem zeigen die Bedeutungen von „Geschlecht“ eine so starke Variabilität und Flexibilität, daß sie durch herkömmliche ideologiekritische Ansätze lediglich Verkürzungen erfahren können. Weiters muß eine Theorie der symbolischen Dimension von „Geschlecht“ einer Abgrenzung vom biologischen wie vom sozialen Determinismus entgegenkommen, indem sie die Kontingenz jeder Konstruktion von Geschlechtsidentitäten thematisiert.<sup>31</sup>

Um diesen Ansprüchen gerecht zu werden, muß ein Konzept „Geschlecht“ es erlauben, Bedeutungen in ihrer Variabilität, Differentialität und Kontingenz zu analysieren und ihre Abhängigkeit von Macht und Politik ans Licht zu bringen. „Geschlecht“ müßte von vornherein gemeinsam mit den politischen Mechanismen, die Bedeutungen zeitweilig fixieren, gedacht werden. Poststrukturalistische Me-

29 Butler, Unbehagen, wie Anm. 11, 23f.

30 Rosi Braidotti, *The Politics of Ontological Difference*, in: Brennan, *Feminism*, wie Anm. 11, 89–106, hier 90.

31 Butler, Unbehagen, wie Anm. 11, 67.

thoden, die literaturtheoretische Instrumente zur Untersuchung von Diskursen verwenden, eröffnen hier ein neues Feld für Historiker/innen. Wenn „Geschlecht“ als Teil der Produktion kulturellen Wissens gefaßt wird, können sowohl institutionelle, wie auch interpretative Fragen gestellt werden. Damit wäre es möglich, die beim Thema „Geschlecht“ besonders augenfällige Beschränktheit der Oppositionen von Idealismus und Materialismus oder von empirischer und symbolischer Analyseebene zu vermeiden.

Ein Konzept „Geschlecht“, das eine so verstandene symbolische Dimension umfaßt, bezieht sich auf eine komplizierte Anordnung von gesellschaftlichen Beziehungen und Abläufen, die sich laufend verändert. Mehrere zusammenhängende Variablen setzen gemeinsam flexible Prozesse in Gang, zwischen denen eine wechselseitige Abhängigkeit besteht, wobei „kein Teil ohne die anderen existieren oder Bedeutung haben kann.“<sup>32</sup> *Gender* kann somit weder als isolierte Hauptursache, noch als Nebenwiderspruch gesehen werden: Wenn Bedeutung nicht immanent ist, sondern Ergebnis von wechselnden Kontexten, verhandelbar und nicht fix, muß eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen verschiedenen Formen von Unterordnung, Identitätsbildung, Politik automatisch mitgedacht werden.

## Das *gender*-Konzept von Joan W. Scott

In den vorigen beiden Abschnitten habe ich versucht, anhand der Grenzen und Unzulänglichkeiten älterer Ansätze drei grundlegende Erfordernisse für eine Konzeption von „Geschlecht“ herauszuarbeiten. Freilich haben gerade die hier kritisierten Versuche ausreichend Wissen hervorgebracht, um festzustellen, daß der Charakter dieser Kategorie neue Analysewege erfordert, und um die Kriterien für diese zu produzieren. Die analytische Kategorie „Geschlecht“ sollte erstens unmittelbar mit Macht und Politik in Verbindung zu bringen sein, zweitens den Körper nicht abspalten und es drittens erlauben, die symbolischen Repräsentationen des Geschlechts in ihrer Unabgeschlossenheit, Uneinheitlichkeit und Variabilität zu thematisieren. Damit wird erreicht, daß weder Frauen als Opfer oder politisch Ohnmächtige dargestellt werden, noch eine falsche Vorstellung von ihrer Macht Blindheit für ihre Unterdrückung evoziert. Zudem kann das Problem des Körpers bzw. der Natur als historische Nicht-Themen und damit Einfallstore für scheinbar unangreifbare normative Zuweisungen anders gestellt und damit „Geschlecht“ vollständig historisiert werden. Geschlechtsidentität wird in einem Balanceakt zwischen Auflösung und Festschreibung thematisierbar, ohne zur unausweichlichen Norm zu werden; Widerständigkeit wird nicht schon von der Konzeption her ausgeschlossen. Alle erwähnten Aspekte finde ich in Joan W. Scotts Konzept „Geschlecht“, das ich im folgenden darstellen werde, berücksichtigt.

---

<sup>32</sup> Flax, Postmodernism, wie Anm. 20, 628.

Die erste Ausformulierung ihres Vorschlages unternimmt Scott für ein nicht auf feministische Geschichte spezialisiertes Publikum auf dem Treffen der *American Historical Association* im Dezember 1985 und in *American Historical Review* unter dem Titel „Gender: A Useful Category of Historical Analysis“.<sup>33</sup> Scott stellt an der feministischen Geschichtsforschung ein theoretisches und analytisches Defizit fest, das jetzt auf der Basis bisheriger Forschungsergebnisse überwunden werden könne: „Feministische Historiker/innen sind nun in der Position, ihre Praxis zu theoretisieren und ‚Geschlecht‘ als analytische Kategorie zu entwickeln.“ (1066) Voraussetzungen für die Ausarbeitung der neuen Analysekategorie sieht Scott jedoch nicht nur innerhalb der *women's history*. Die Arbeit an der neuen Kategorie ist eine Konsequenz der Unzufriedenheit mit den Erklärungsmöglichkeiten traditioneller Theorien und steht in engem Zusammenhang mit dem allgemeinen epistemologischen Wandel. Die von den Humanwissenschaften ausgehende Wissenschaftskritik, der Wechsel von inhaltlich-kausalen zu text- und bedeutungsorientierten Paradigmen, die Infragestellung der Transparenz der Fakten und des sein Schicksal durch Vernunft beherrschenden Subjekts und die poststrukturalistische Kritik an Humanismus und Empirismus liefern Rahmen und Verbündete für das feministische Projekt. Aus der Selbstreflexion, die unter Historiker/innen infolge des Angriffs auf die Geschichte als eine der letzten Bastionen humanistischen Denkens einsetzt, sieht Scott Spielraum für die und Bedarf nach der neue/n Kategorie entstehen: Um unentwirrbar miteinander verbundene Prozesse begreifbar zu machen, statt nach dem einen Ursprung zu suchen, ist es unerlässlich, die Frage nach der Kausalität durch die nach der Bedeutung zu ersetzen. Eine so gestellte Frage nach dem Geschlecht richtet sich sowohl auf das individuelle Subjekt als auch auf die gesellschaftlichen Strukturen und fragt nach ihren Zusammenhängen. Individuelle Handlungsfähigkeit bleibt greifbar „als der (zumindest teilweise rationale) Versuch der Konstruktion einer Identität, eines Lebens, eines Satzes von Beziehungen, einer Gesellschaft mit bestimmten Grenzen und mit einer Sprache – mit einer begrifflichen Sprache, die zugleich Grenzen setzt und die Möglichkeit für Negation, Widerstand, Neuinterpretation, das Spiel von metaphorischer Erfindung und Imagination enthält.“ (1067)

Vor einem solchen epistemologischen Hintergrund kann „Geschlecht“ stehen für „Wissen über die Geschlechterdifferenz“, wenn mit Scott<sup>34</sup> „Wissen“ im Anschluß an Foucault als das Verständnis von sozialen Beziehungen, wie es Gesellschaften kulturell produzieren, verstanden wird. „Geschlecht“ ist dann das Wissen über die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Frauen und Männern und als solches nie absolut oder beständig, sondern immer kontextabhängig, umstritten und Instrument wie Ergebnis von Machtbeziehungen. Wissen als Art, die Welt zu ordnen, ist untrennbar von der gesellschaftlichen Organisation. Entsprechend ist „Geschlecht“ die soziale Orga-

33 Scott, Gender, wie Anm. 4; Seitenangaben im Text verweisen im folgenden Abschnitt auf diese Arbeit.

34 Joan W. Scott, Gender and the Politics of History, New York 1988, 2.

nisation der Geschlechterdifferenz. Das heißt aber weder, daß es konstante, natürliche Unterschiede widerspiegelt, noch, daß es sie durch- bzw. in Kraft setzt. Vielmehr stellt „Geschlecht“ für diese Unterschiede historisch, kulturell, sozial unterschiedliche Bedeutungen her. In dieser Hinsicht wird die *sex/gender*-Trennung deplaciert: „Wir können die Geschlechterdifferenz nur als eine Funktion unseres Wissens über den Körper sehen, und dieses Wissen ist nicht ‚rein‘, kann nicht von seiner Verstrickung in eine Vielzahl von diskursiven Kontexten isoliert werden.“<sup>35</sup> Insofern wird der Geschlechtsunterschied zu einer veränderlichen gesellschaftlichen Organisationsform, die selbst nicht ursächlich, sondern erklärungsbedürftig ist.

Ihrem Konzept „Geschlecht“ legt Scott dementsprechend zwei miteinander verbundene Voraussetzungen zugrunde: „„Geschlecht“ ist ein konstitutives Element der sozialen Beziehungen, das auf wahrgenommenen Unterschieden zwischen den Geschlechtern beruht“ und „„Geschlecht“ ist eine elementare Weise, Machtbeziehungen auszudrücken.“ Die Verbindung zwischen beiden Prämissen stellt Scott her, indem sie konstatiert, daß Veränderungen in der Organisationsweise der gesellschaftlichen Beziehungen und Veränderungen in den Repräsentationsweisen von Macht miteinander einhergehen, wobei „die Veränderungen nicht notwendig in die gleiche Richtung gehen müssen.“ (1067) Die erste Voraussetzung soll einen Vorschlag für ein präzises und systematisches Nachdenken über die Wirksamkeit von „Geschlecht“ in sozialen und institutionellen Zusammenhängen erarbeiten helfen, die zweite stärker den theoretischen Aspekt des Begriffs beleuchten (1069).

In der ersten Dimension, „Geschlecht“ als konstitutives Element der gesellschaftlichen Beziehungen, das auf den wahrgenommenen Geschlechtsunterschieden aufbaut, unterscheidet Scott vier verbundene Aspekte: erstens den Symbolvorrat einer Kultur, der vielfältige und auch widersprüchliche Vorstellungen hervorbringt. An Beispielen nennt Scott Eva und Maria als Frauenbilder der abendländischen Tradition sowie Mythen über Dunkelheit und Licht, Reinheit und Unreinheit, Schuld und Unschuld. Historisch ist zu untersuchen, welche symbolischen Repräsentationen wie und in welchen Kontexten aktiviert werden.

Den zweiten Aspekt dieser Dimension von „Geschlecht“ bilden die Normen, die die Interpretationen der Symbole in Gang setzen, ihnen die Richtung weisen, und ihre metaphorischen Möglichkeiten zu begrenzen versuchen. Diese Normen sind enthalten in religiösen, pädagogischen, wissenschaftlichen, rechtlichen und politischen Konstruktionen und „nehmen typischerweise die Form einer fixen binären Opposition an, die kategorisch und unzweideutig die Bedeutung von männlich und weiblich, maskulin und feminin durchsetzen.“ (1067) Dementsprechend beruhen diese Normen auf Verdrängung, Unterdrückung oder Zurückweisung von Alternativen, wobei die dominante Position als die einzig mögliche dargestellt wird. Geschichte wurde häufig so geschrieben, als ob die Dominanz einer Position

---

<sup>35</sup> Scott, Politics, wie Anm. 34, 2.

Produkt von Konsens, nicht von Konflikten wäre. Bei Verzicht auf diese Setzung müßte vielmehr gefragt werden, wann und unter welchen Umständen Auseinandersetzungen über sie stattfinden. Scott veranschaulicht: „Ein Beispiel für diese Art von Geschichte ist die Erörterung der Viktorianischen Häuslichkeitsideologie, als ob sie als ganze geschaffen und erst nachträglich auf sie reagiert worden wäre, anstatt sie als den Gegenstand beständiger gewaltiger Meinungsverschiedenheiten zu sehen.“ (1068) Diesen Schein von Stabilität sollte eine moderne Geschichtswissenschaft durchbrechen, indem sie die Verdrängung und Unterdrückung offenlegt, die die binäre Geschlechter-Repräsentation als zeitlose, unhistorische erzeugt. Das ist nur möglich in Verbindung mit dem dritten Aspekt von „Geschlecht“ als Element der Sozialbeziehungen. Er umfaßt politische und soziale Institutionen und Organisationsformen. „Geschlecht“ bezieht sich somit nicht mehr nur auf Verwandtschaftssysteme, Haushalt oder Familie, sondern wird in Beziehung gesetzt zum Arbeitsmarkt, zu Instanzen der sekundären Sozialisation, zum politischem System, wo überall zu seiner Konstitution beigetragen wird. Den vierten Aspekt der ersten Dimension bildet die subjektive Identität. Hier will Scott sich nicht mit psychoanalytischen Erklärungen zufriedengeben; „Historiker/innen müssen statt dessen die Arten untersuchen, auf die „gendered“ („vergeschlechtete“) Identitäten im wesentlichen hergestellt werden und ihre Befunde mit einer Reihe von Aktivitäten, gesellschaftlichen Organisationen und historisch spezifischen kulturellen Repräsentationen verbinden.“ (1068)

Keine dieser Dimensionen kann ohne die anderen arbeiten; dabei darf aber keine einfache Ausdrucks- oder Widerspiegelungsbeziehung unterstellt werden; vielmehr sollten die Arten der Beziehungen zwischen ihnen Gegenstände historischer Untersuchung sein.

Die zweite Grundthese von Scotts Vorschlag, „'Geschlecht' ist ein elementares Feld, in dem oder mit Hilfe dessen Macht artikuliert wird“ (1069), verknüpft „Geschlecht“ von der Definition her mit Macht. Diese Ebene bezieht sich – zum Unterschied von den beiden ersten Aspekten der ersten Dimension – nicht nur auf direkt bzw. ausdrücklich mit „Geschlecht“ verbundene Bereiche. Freilich ist „Geschlecht“ nicht das einzige Feld, in dem und durch das Macht artikuliert wird, aber eines der wesentlichen. Im Anschluß an Pierre Bourdieu bezeichnet Scott jene Teilung der Welt, die auf Bezügen zu biologischen Differenzen, und zwar besonders zu denjenigen, die in Zusammenhang mit der Reproduktion gebracht werden, ruht, als „die bestfundierte der kollektiven Illusionen.“ Dabei dienen körperliche Unterschiede, die mit dem Geschlecht in Zusammenhang gebracht werden, zur Legitimation auch für soziale Beziehungen, die nichts mit Fortpflanzung oder Sexualität zu tun haben. „Da sie als objektiver Bezugsrahmen etabliert sind, strukturieren Konzepte von ‚Geschlecht‘ die Wahrnehmung und die konkrete und symbolische Organisation des gesamten Gesellschaftslebens.“ (1069) Soweit diese Bezüge Machtungleichheiten – im Sinne von unterschiedlicher Verteilung und unterschiedlichen Zugangschancen zu materiellen und symbolischen Ressourcen – organisieren, tritt „Geschlecht“ in unmittelbare Verbindung mit dem Ent-

wurf, der Entstehung, der Etablierung von Macht. Diese Funktion von „Geschlecht“ eröffnet neue Fragestellungen: Ausgehend von der Erkenntnis, daß Bedeutung über Differenz ermöglicht wird, und von der Einsicht, daß der Geschlechtsunterschied eine wesentliche Art ist, Differenz zu symbolisieren, können vermittels des Konzepts „Geschlecht“ Bedeutungen dekodiert und dadurch Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen verschiedensten Interaktionsformen hergestellt werden: „Wenn Historiker/innen untersuchen, wie das Konzept ‚Geschlecht‘ die gesellschaftlichen Verhältnisse legitimiert und konstruiert, entwickeln sie Einsichten über die Reziprozität von ‚Geschlecht‘ und Gesellschaft und über besondere und kontextuell spezifische Weisen, in denen Politik ‚Geschlecht‘ konstruiert und ‚Geschlecht‘ Politik.“ (1070) Damit gelingt es Scott, das bisher zumindest von der nicht-feministischen Wissenschaft als weit entfernt von jenen Bereichen, in denen der Geschlechterforschung eine gewisse Legitimität zugestanden wurde, betrachtete Gebiet der Politik (im engeren Sinne) mit der Kategorie „Geschlecht“ zu verknüpfen, ohne sie jedoch auf dieses Feld zu beschränken. Fragen für eine solche ins Feld der klassischen politischen Geschichte nachdrängende feministische Forschung könnten sich z. B. auf die Verwendung von „Geschlecht“ in politiktheoretischen Diskursen zu legitimatorischen oder kritischen Zwecken, auf das Zusammenfallen der Verstärkung staatlicher Repression gegen Frauen mit der Konsolidierung von Regimen oder auf die Verwendung von Geschlechter-Metaphorik mit dem Ziel, Hierarchie und Herrschaft infrage zu stellen, richten.

Die Verbindung von „Geschlecht“ und Macht kommt jedoch nicht nur, wie in den obigen Beispielen, explizit vor. Zwischen einem für natürlich gehaltenen Dominanzverhältnis wie dem zwischen den Geschlechtern und anderen hierarchischen Strukturen sind auch implizite, unausgesprochene Beziehungen denkbar: „Hierarchische Strukturen beruhen auf dem verallgemeinerten Verständnis der sogenannten natürlichen Beziehungen zwischen männlich und weiblich.“ (1073) Dieser Behauptung Scotts liegt die Idee zugrunde, daß ein bereits legitimes, weil naturalisiertes, Unterdrückungsverhältnis die Einrichtung und Rechtfertigung von anderen erleichtert. Die Opposition zwischen weiblich und männlich dient jedoch nicht nur der Befestigung von Macht, sondern wird gleichzeitig auch durch diese etabliert. Damit ist jede Seite von der Stabilität der anderen abhängig: „Um politische Macht zu rechtfertigen, muß der Bezugsrahmen stabil und fixiert, als jenseits menschlicher Konstruktion, als Teil der natürlichen oder göttlichen Ordnung erscheinen. So werden die binäre Opposition und der soziale Prozeß der Geschlechterverhältnisse Teil der Bedeutung von Macht selbst; einen Aspekt infrage zu stellen oder zu verändern heißt, das ganze System zu bedrohen.“ (1073)

Angesichts einer so massiven Betonung der wechselseitigen Bedingtheit stellt sich die Frage nach dem historischen Wandel. Von der Richtung der Veränderungen auf einer Ebene kann nicht einfach auf die des Wandels in anderen Registern geschlossen werden. Das Ergebnis wird von zahlreichen politischen Prozessen – verstanden als Wettstreit zwischen verschiedenen Akteuren und verschiedenen Be-



deutungen – abhängen, die sich immer nur jeweils historisch spezifisch ausmachen lassen. Für die historische Beschreibung solcher Prozesse ist es jedenfalls unumgänglich, die Tatsache anzuerkennen, daß „Mann' und ‚Frau' ... zugleich leere und überströmende Kategorien sind. Leer, weil sie keine letztendliche, transzendente Bedeutung haben. Überströmend, weil sie, sogar wenn sie fixiert erscheinen, immer alternative, verleugnete, verdrängte Definitionen enthalten.“ (1074)

## Das Konzept „Geschlecht“ an der Arbeit

Im folgenden möchte ich mir ansehen, wie Scott mit ihrer oben skizzierten Kategorie „Geschlecht“ an historischem Material arbeitet. Ich entnehme ihrem Buch „Gender and the Politics of History“ eine Analyse der Funktionsweise von „Geschlecht“ bei der Bildung von Arbeiter/innen-Identitäten und politischen Forderungen während der Pariser 1848er Bewegung.<sup>36</sup> Von einer auf die ökonomische Basis zentrierten traditionellen Sozialgeschichte werden die auf politische Organisation und ökonomische Besserstellung gerichteten Bestrebungen der Arbeiterklasse im Frankreich des 19. Jahrhunderts als Anstrengungen von Facharbeiter/inne/n, handwerkliche Traditionen zu verteidigen, interpretiert. Der Konflikt wird gefaßt als Versuch, der kapitalistischen Wettbewerbsverschärfung eine um den Begriff „Fraternité“ organisierte genossenschaftliche Produktion entgegenzustellen. Scott sieht hierin eine eindimensionale Interpretation, die die Elemente „Geschlecht“ und Familie, auf die die sozialkritische Literatur dieser Zeit immer wieder Bezug nimmt, vernachlässigt. Sie versucht, den historischen Erklärungsrahmen auszuweiten, und zwar nicht, indem sie einer als reduktionistisch kritisierten Erklärung eine andere entgegensetzt, sondern indem sie das Analyseobjekt verschiebt: „Die Untersuchung auf den Diskurs zu richten, erlaubt, von menschlichen Aktivitäten intensiver Rechenschaft abzulegen, als ein Ansatz, der materielle Realität und Interpretation polarisiert.“ (94) Das heißt, daß Scott nicht eine Realität einer (falschen bzw. eindimensionalen) Interpretation gegenüberstellt und letztere korrigiert, sondern daß die Interpretation als Teil des die Subjekte produzierenden kulturellen Dispositivs anerkannt und analysiert wird. Von diesem Ausgangspunkt kann sie Erfahrungen und Selbstdefinitionen von Arbeiter/inne/n aus dem 19. Jahrhundert auf ihre Entstehung hin befragen, anstatt sie zum Ausgangspunkt der Untersuchung zu machen.

Scott veranschaulicht ihre Ideen anhand des Pariser Bekleidungs-gewerbes, das in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch das Aufkommen industriell gefertigter Konfektionskleidung eine massive Transformation erfuhr. Für die Beschäftigten stellte sich das Problem der Konkurrenz durch schlechtbezahlte, ungelernte Heimarbeiter/innen. Schneider wie Näherinnen organisier-

<sup>36</sup> Scott, Politics, wie Anm. 34, 93–112; Seitenangaben im folgenden Textabschnitt beziehen sich auf diese Studie.

ten erfolgreich Produzent/inn/enkooperativen und forderten genossenschaftliche und sozialistische Umgestaltungen der gesellschaftlichen Verhältnisse; letztere ergänzten das Programm durch feministische Inhalte. Das Pariser Bekleidungs-gewerbe bietet also die Möglichkeit zum Vergleich der Forderungen und Argumentationsweisen männlicher und weiblicher Arbeitskräfte. Besonders interessiert Scott, wie in ein in erster Linie ökonomisches Problem allgemeinere Fragen über familiäre Verantwortlichkeiten, Erwerbstätigkeit von Frauen, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und politische Rechte eingehen, wie – mit Scotts Worten – „(d)ie Identitäten der Bekleidungsarbeiter/innen als zugleich ökonomisch, geschlechtlich und politisch gedacht wurden.“ (96)

Bei den (männlichen) Schneidern organisierte sich die Wahrnehmung der Konkurrenz durch industriekapitalistische Produktionsformen um einen Konflikt zwischen Arbeit in der Werkstatt und Heimarbeit, zwischen respektablen Handwerkern und ungelernten, nach Stück (spärlich) entlohn-ten und bedarfsabhängig beschäftigten Heimarbeiter/inne/n. Dabei kam es zu einer Identifikation der Facharbeiter mit dem traditionellen zünftisch organisierten Handwerk, wobei nachträglich der Unterschied zwischen Meistern und Gesellen eingegeben wurde. Die Möglichkeit dieser Identifikation ergab sich aus dem gemeinsamen Ort, an dem die Arbeit stattfand, der Werkstatt. So konnten kooperative bzw. genossenschaftliche Arbeitsorganisation, geregelte Facharbeit und in der Werkstatt stattfindende Arbeit synonym werden. Dagegen standen kapitalistischer Konkurrenzkampf und mit ihm einhergehend chaotische Produktionsbedingungen sowie ungelern-te Heimarbeit(er/innen) auf der negativen Seite. Arbeit, die nicht in der Werkstatt, also zu Hause, stattfand, war entsprechend als „ungelernt“ definiert. Die Abwertung der zu Hause geschehenden Arbeit ging einher mit Bezugnahmen auf Frauen und Familien, die sich ohne Bezahlung an der nach Hause gebrachten Arbeit beteiligten. Ausbeutung der Familie und Selbstausbeutung wurden in eins gesetzt und als rechtlich nicht regelbar betrachtet. Die dieser Analyse nach mit der Arbeit zu Hause zwangsläufig verbundene (Selbst-)Ausbeutung wurde als Gefahr für das familiäre Gefüge erkannt: „Indem sie Arbeit nach Hause brachten, durchkreuzten die Schneider einige ‚natürliche‘ Teilungen zwischen Tag und Nacht, Arbeit und Freizeit, Eltern und Kindern, Männern und Frauen.“ (101) Über diesen Argumentationsgang konnten die Schneider ihre Forderung nach einer klaren Scheidung von Heim und Arbeit legitimieren, indem sie sich auf die Notwendigkeit, die übrigen, „natürlichen“ Trennungen sicherzustellen, beriefen.

Weibliche und männliche Räume werden hier verwendet, um Dequalifikation der Arbeit und ökonomische Schlechterstellung zu symbolisieren. Dabei werden Männlichkeit und qualifizierte Arbeit gekoppelt, um eine politische Identität für die Schneider zu schaffen. Was jedoch für Scott aus den Argumenten der Schneider nicht hervorgeht, ist eine Rollenverteilung, die Frauen von der Lohnarbeit ausschließen möchte. Die Schneider verwendeten einen Begriff von „Geschlecht“, der Frauen und Männern getrennte Räume, Fähigkeiten, Arbeitsplätze zu-

wies, nicht aber Frauen auf unbezahlte Hausarbeit einschränkte (102).

Zum Vergleich zieht Scott eine Organisation von Frauen im Bekleidungs-gewerbe, die Näherinnenvereinigung, heran. Auch ihre politischen Forderungen waren Kooperation und Selbstbestimmung gegen kapitalistische Konkurrenz und Chaos, allerdings war für sie der Ort, an dem die Arbeit stattfand, nie so zentral, wie für die Schneider. Ihre Hauptthemen waren die Höhe des Lohns und die Kombination von Erwerbstätigkeit und Familie. Die potentielle Anhängerinnenschaft wurde nicht nach dem Grad der Qualifikation eingegrenzt. Den Näherinnen ging es um ökonomische Gerechtigkeit und die spezifischen Interessen erwerbstätiger Frauen: Angriffspunkt war also nicht nur die kapitalistische Entwicklung, sondern auch die ungleiche Machtverteilung zwischen Männern und Frauen (104). Dabei wurden die Haushaltsaufgaben von Frauen herangezogen, um ihren Lohnforderungen zusätzliche Legitimität zu verleihen: wenn zu geringe Bezahlung zu lange Arbeitszeiten erforderlich mache, bliebe keine Zeit für die Hausarbeit. Damit wurde eine besondere weibliche Arbeitsidentität über die Verbindung der Frauen zur Hausarbeit hergestellt. Die Argumentation der Näherinnenvereinigung „verwendete kulturelle Assoziationen zwischen Weiblichkeit und Häuslichkeit, um auf die Authentizität von Frauen, die auch erwerbstätig waren, hinzuweisen, um ihre Erwerbstätigkeit als weibliche Aktivität zu legitimieren und um ihre ‚Interessen‘ als spezifisch für ihr Geschlecht zu etablieren.“ (104)

Diese Forderungen wurden im Namen der zentralen Parole von 1848, des Rechts auf Arbeit, gestellt. Von hier aus ergab sich für die Näherinnen die Frage nach ihrer politischen Partizipation: Diese wurde als notwendige Folge der Tatsache, daß Frauen Produzentinnen waren, eingeklagt. Aufgrund ihrer Identität als Arbeiterinnen forderten die Näherinnen also politische Rechte ein, wobei die Gleichheit mit den Männern über den gemeinsamen Nenner Erwerbstätigkeit hergestellt wurde. Gleichzeitig betonte die Näherinnenvereinigung jedoch die Spezifität der Interessen weiblicher Arbeitskräfte, wobei auch dieser Aspekt zu einem Argument für die politische Partizipation von Frauen wurde: Ihre von denen der Männer unterschiedlichen Bedürfnisse mußten auch und konnten nur in Frauen geeignete Repräsentantinnen finden (106).

Auch in der Argumentation der Näherinnen finden wir das Beharren auf Produzent/inn/enrechten ergänzt durch Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, wobei auch hier häusliches Leben nicht als Gegenpol zur produktiven Gesellschaft gesehen wird. Unterschiedlich waren, wie wir gesehen haben, die Begründungsschritte: Bei den Schneidern ging es um Qualifikation, bei den Näherinnen um Lohn als Kriterium einer anzustrebenden politischen Einheit, wobei erstere Position Ausschlüsse von ungelernten Arbeiter/innen – vor allem von Frauen – implizierte. Die Tatsache, daß die Schneider Erwerbstätigkeit von Frauen akzeptierten, hinderte sie nicht daran, Werkstatt und Heim, Arbeit und Familie hierarchisch zu polarisieren. Bei den Näherinnen führte der gleiche Ausgangspunkt, die

Überzeugung von der Komplementarität der genannten Bereiche, zum Postulat der Gleichheit zwischen Frauen und Männern.

Der politische Ausschluß betraf vor 1848 Frauen und Männer der Arbeiterklasse in unterschiedlicher Weise: Männern waren die politischen Rechte wegen Mangels an Eigentum verwehrt, Frauen aufgrund ihres Geschlechtes. Diese unsymmetrische politische Ausgangssituation bzw. die unterschiedlichen Annahmen über die Geschlechter im politischen Diskurs dieser Zeit waren in den unterschiedlichen Arbeits- und politischen Identitäten, die für Männer und Frauen entwickelt wurden, enthalten (108).

Die Aussagen über Familie in den beschriebenen Argumentationsstrategien waren Teil eines sowohl die kapitalistische Ökonomie wie die Argumente bürgerlicher Moralisten kritisierenden Diskurses. Typisch für diesen war die Stilisierung der Familie als abstrakte Einheit, als Ort, an dem im Gegensatz zur entfremdeten kapitalistischen Gesellschaft menschliche Erfüllung erreichbar sei. Das heterosexuelle Paar diene als Verkörperung der Versöhnung von Gegensätzen. Wie „weiblich“ und „männlich“ innerhalb des Paares organisiert waren, ob egalitär oder hierarchisch, blieb unklar; diese Unklarheit ermöglichte es, auf dieses Modell unterschiedliche Strategien – wie die von Schneidern und Näherinnen – aufzubauen. Dabei wurden Bilder aus unterschiedlichen kulturellen Zusammenhängen aktualisiert und für die Zwecke der Arbeiter/innen gewendet: „... ihre Verwendung in der Rhetorik der Arbeiter verkehrte, was wir heute für bürgerliche Standardthemen halten.“ (109) Die Familie war für die dem utopischen Sozialismus nahestehende Sozialkritik nicht Organisationsprinzip, sondern Versöhnung von Individuum und Gesellschaft; gleichzeitig diene sie aber als starke Antithese zum Kapitalismus. Hierin sieht Scott den Grund, aus dem die Hausfrauenrolle nicht gefordert wurde. In der bürgerlichen Sichtweise war diese das Instrument, das die Koexistenz von Kapitalismus und Familie ermöglichen bzw. ein dem kapitalistischen Einfluß entzogenes Reich der Aufhebung der Entfremdung gewährleisten sollte. Eine solche Versöhnung mit dem Kapitalismus war den utopischen Sozialisten fremd; entsprechend bestritten sie die Möglichkeit einer vollkommen glücklichen Familie unter kapitalistischen Bedingungen (111). Hierin sehe ich eines der interessantesten Ergebnisse der Untersuchung Scotts: „Die Verwendungen von ‚Geschlecht‘ im Diskurs der Garnarbeiter stellte verschiedentlich maskulin und feminin, männlich und weiblich gegenüber, aber nicht so, wie Historiker/innen üblicherweise vom bürgerlichen Diskurs ausgehend verallgemeinern. Männer und Frauen wurden in bezug auf Fertigkeiten, Charakter und Emotionen als unterschiedlich vorgestellt, aber die Dichotomie polarisierte Arbeit und Familie, Produzent und Gebärerin, ökonomisch und häuslich, öffentlich und privat, Gatte und Gattin nicht durchwegs und klar.“ (111f)

Ich hoffe, durch dieses geraffte Beispiel einen Eindruck davon vermitteln zu können, wie Scott auf der Grundlage ihrer Prämisse, „Geschlecht“ sei eine zentrale Möglichkeit, Differenz zu evozieren, „Geschlecht“ als analytisches Instrument einsetzt, um der Wirkungsweise von Bedeutung auf die Spur zu kommen. Dabei fokussiert sie

nicht einfach gesellschaftliche Rollen für Frauen und Männer, sondern die Artikulation sozialer Verständnisse der Geschlechterdifferenz in spezifischen Kontexten und die Funktion von „Geschlecht“ bei der Erzeugung und Etablierung von Bedeutung. „Geschlecht“ in dieser Definition läßt sich nicht länger als abgeleitetes Phänomen oder Nebenwiderspruch charakterisieren. Gleichzeitig beendet dieser Ansatz die Beschränkung der Frauengeschichte auf historische Prozesse, in denen die unmittelbare Präsenz von Frauen nachweisbar ist. Scott kann Kategorien wie „die Arbeiterklasse“, die in der traditionellen Geschichtsschreibung als gegebene Einheit bzw. als Resultat sozialer Erfahrung behandelt werden, noch weiter im Hinblick auf ihre Entstehung befragen. Damit befindet sie sich auf einer Ebene, auf der Konzepte wie „Klasse“, „Ethnie“, „Geschlecht“ usw. durch wechselseitige Unterstützung entstehen, auf der ihre Interaktion bedeutungstheoretisch untersucht werden kann, ohne daß lineare Einflußbeziehungen oder Ableitungen gedacht werden können oder müssen.